Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

107 (9.5.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Küferlied vom Rhein

Schnitter und die Schnitterin
schnitten Trauben viel.
Alle Fässer füllten sich,
wie 's dem Chef gefiel.

Unser Keller, übervoll,
Sintflut ist 's von Wein.
Doch die Käufer — jessesnä —
keiner kommt herein.

Und der Chef, mit laut Gebrumm,
kürzt den Küferlohn.
Der Frau Lore Segensjahr
war der reinste Hohn.

Wieder ist der Frühling da,
Rebe sproßt schon grün.
Hoch am blauen Himmelsrund
weiße Rosen blühn.

Silberwellig treibt der Rhein
am Kellerloch vorbei.
Schöner Mädchen Liebeslied
grüßt den jungen Mai.

Nur herbei, du Wanderschar,
der Küfer ladet ein.
Lacht und tanzt, das Rebenblut
will getrunken sein!

Aber ach, ihr habt kein Geld,
müßt alle stempeln gehn.
Aber dennoch, unsere Welt,
sie ist noch immer schön!

Max Dortu.

Ein heiteres Vortragserlebnis

Wieder Vortragsreise. Die wievielte schon in den dreißig Jahren, in denen man gut an 500mal sprach? Wo? Eigentlich überall, wo in Europa deutsch gesprochen wird. Längst schon in Gefahr, daß das, was zuerst Ehrgeiz war und Begeisterung für Ideen die man seinem Volke nahebringen wollte, zur Routine wird, Last, ein Erwerb wie andre auch. Und daher kurz vor dem Tage, an dem man auf die Aufforderung, wieder einmal nach X. zu kommen, schreiben wird: „Schönen Dank! Aber ich spreche nicht mehr. Jetzt sollen andre drankommen." Doch damals war es noch nicht so weit. Noch Volldampf. Uebermäßiger sogar. Ein Betrieb, bei dem man zehn und fünfzehn Vorträge hintereinander hielt. Montag in Hannover, Dienstag in Braunschweig, Mittwoch in Goslar, Donnerstag (damit der leere Tag ausgefüllt wird) in Bad Sachsa, Freitag in Düren und so fort zwei Wochen lang. Jeden Tag auf der Bahn, jeden Abend in einer andern Stadt, oft genug so knapp ankommend, daß kaum Zeit bleibt, mit dem Auto den Vortragssaal zu erreichen, knapp zehn Minuten vor Ende des akademischen Viertels, das die angstschwitzende Vortragsleitung bewilligt hat.

Aber einmal — in einem Städtchen am Niederrhein wars — blieb dennoch die Hast ohne Erfolg. Es ist 8 Uhr, und der Vortragende ist noch nicht da. Man telephoniert; vom Bahnhof kommt die Nachricht, der Zug, mit dem er ankommen sollte, ist auch nicht da. Hat halbstündige Verspätung. In dem Zuge sitze ich. Ebenso sorgenvoll. Mit der Uhr in der Hand. Diese Fahrt will und will kein Ende nehmen. Aber da tauchen Lichter auf, erhellte Fabriken. Wir sind da. Gott sei Dank! Nur 25 Minuten nach Beginn des Vortrages. Der Bahnhofplatz ist leer. Es regnet. Wo ist der Vortragssaal? Schließlich — in dem Nest muß es jeder wissen. Der einzige Droschkenkutscher wird gefragt: „Wo ist heute der Vortrag Francé? Wissen Sie es? Natürlich weiß er es. Hier ist doch nicht jeden Tag was los. Schon rattert der Karren auf Buckelpflaster. Da ist ein großer Gasthof. In einer Minute stehe ich im Saale, sage an der Kasse: Ich bin der Vortragende, werde vom Vorstand fest umarmt vor freudiger Aufregung, im Triumphmarsch durch den Saal geführt und stehe schon auf dem Podium. Es ist ein Riesensaal. Viele hundert Menschen sind da. Trotzdem man mir einen „Sesselvortrag" versprochen hat, hockt alles hinter Biertischen. Ein Qualm zum Schneiden. Erstaunlicherweise am Podium auch ein „Präsidium", besetzt mit drei merkwürdigen Herren. Ach ja, diese Provinzvereine . . .

Ich überreiche einem der Herren oben meine große Kassette mit den Lichtbildern. „Da sind die Bilder. Die Reihenfolge ist in Ordnung. So oft ich mit dem Stock stampfe, bitte ich um das nächste." Der Mann glotzt mich verständnislos an. „Ich? Bilder?" stottert er. Der „Präsident" springt ein. „Wir haben keine Lichtbilder erwartet, sagt er, „wir haben nicht einmal einen Apparat. Aber fangen Sie nur an; das Publikum ist schon wütend." Ich denke einiges Unliterarisches, stelle mich aber hin, mache mein liebenswürdigstes Gesicht. Und beginne. Die „Seele der Pflanzen" ist mein Thema. Ich rede . . . Warum machen denn die Leute hinter ihren Bierkrügen so lange Gesichter? Mir wird schwül. Was ist das da hinten für ein Lärm? Warum macht man mir Zeichen? Da stürmt ein kleiner dicker Kerl im Cut vor, gerade auf mich zu. Ein Menschenknäuel. Erregte Rufe. Was ich seit fünf Minuten immer deutlicher ahne, ist zur Wahrheit geworden. Ich bin ja gar nicht der Redner, sondern das ist die Kugel im Cut. Das hier ist gar nicht der Bildungsverein, sondern eine politische Versammlung, und es geht in der Fabrikstadt um Wirtschaftsfragen. Auch jener Redner hat den gleichen Zug benützt wie ich; nur war ich um fünf Minuten flinker als er. Die Erregung ebbt zum Lachen ab. Nochmals trete ich vor und sage: „Meine Herrschaften! Nachdem ich Sie zur Erhöhung Ihrer Stimmung einen Blick in die Natur habe tun lassen, wird nun der eigentliche Redner des Abends Sie in das Thema einführen, dem zuliebe Sie gekommen sind."

Damit hatte ich die Lacher auf meiner Seite, sogar ein halbes Dutzend Versammlungsteilnehmer, die gleich mitgingen in den zum Glück nahen Saal, wo „mein Verein" ganz geduldig ausgeharrt hatte, da man ihm inzwischen Vereinsangelegenheiten erzählte.

Ein paar Minuten danach entfalteten sich „die Wunder der Pflanzenseele", und ich fühlte mich geborgen wie daheim bei Muttern. Aber schade, daß ich drüben nicht zu Ende sprechen durfte; vielleicht hätte man mich daraufhin zum Abgeordneten gewählt.

Dr. R. Francé.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Neu einstudiert: Tristan und Isolde

In den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende gab es eine wirkliche Tristanbegeisterung. Wer von den Theaterfreunden es irgend ermöglichen konnte, ließ keine Aufführung aus. Jeder Platz war gut genug. Man stand auch fünf Stunden lang, wenn es sein mußte, oder hockte am Boden. Nur um der heiligen Entflammtheit, der Suggestion teilhaftig zu werden, die diesem Liebesgedicht entströmt. Heute ist das Bild anders geworden. Siebzig Jahre sind seit dem Entstehen des Werkes verflossen. Die Briefe an Mathilde Wesendonk, des schöpferischen Genius Wagners sind vergilbt und ein nüchterneres und kritischeres Geschlecht steht dem immer seltener aufgeführten „Hohe Lied der Liebe" gegenüber. Ein hervorragender russischer Literaturkritiker, Poloniki, hat einen Vergleich gezogen zwischen den Werken vergangener Tage und denen, die die heutige Zeit erhofft. Er sagt: „Liebe und Tod, über diesen Fragen erschöpfte sich der Held der zaristischen Literatur. Er wollte die Welt verstehen. Aber er stand dem Leben fremd und feindlich gegenüber. Daher versenkte er sich in Analysen seines eigenen Fühlens und versuchte durch Nachdenken einen Weg zum Glück zu finden. Der neue Russe ist anders. Er identifiziert sich mit der Gesellschaft. Er will die Welt verstehen, um sie umzuformen. Seine eigenen Belange stehen an zweiter Stelle. Das Allgemeinwohl herrscht über den Egoismus. Die sozialen und die individuellen Interessen decken sich in Wirklichkeit. Denn der Strom seines Lebens ist breit und schließt das All in sich ein." Diese Worte gelten auch für uns. Sie enthalten den Grund, warum wir nicht mehr mit der alten sehnsüchtigen Andacht uns in Tristan und Isolde versenken können. Auch der Strom unseres Lebens ist breiter geworden. Die Erfüllung eigenster, noch so heftiger Wünsche ist uns nicht mehr Inbegriff des Glückes. Wir sind vielmehr geneigt denjenigen Menschen, der rücksichtslos nur egoistischen Zielen lebt, als außenstehend, nicht zur Gemeinschaft gehörig, zu betrachten. Sein Schicksal erscheint uns nicht mehr tragisch, sein Tod eher als ausgleichende Gerechtigkeit, weil kein Leben nur um seinetwillen selbst willen gelebt werden darf.

Ueber den Tristantext gibt es aus Tristantagen eine Hochflut an Literatur. Die tiefsten Lebensweisheiten hat man in ihn hineingeheimst. Man stellte den Philosophen und Dichter Wagner sogar noch über Schiller und Goethe. Aber die ersten Kritiker des 1865 in München uraufgeführten Werkes walteten noch unvoreingenommen ihres Amtes. Hanslick der berühmte Wiener Musikprofessor deckte die Hohlheit vieler Sentenzen im Tristan auf, deren hoch daherstolzierende Poeterei in ihrer Klangpracht über ihre innere Inhaltlosigkeit hinwegtäuscht. Das Textbuch der Tristanoper, so unendlich viel Schönheiten es birgt, darf man nicht unter die Lupe nehmen. Da das große wundersame Tongemälde, das heute noch in frischen Zauberfarben glänzt, die Singstimmen oftmals überbaut, ist dazu auch die Gelegenheit genommen. Die Tristanmusik ist noch so lebensfrisch wie am ersten Tage. Ihre Schönheiten hat Generalmusikdirektor Krips nicht alle ans Tageslicht gebracht. Unter den großen Wagnerinterpreten hat es immer besondere Tristanspezialisten gegeben. Zu ihnen gehört Generalmusikdirektor Krips nicht, er ist ein Kind einer anderen Epoche, und es ist fraglich, ober er sich je in den Geist der Tristanpartitur einleben kann. Gleich den ersten Takten, mit denen das Vorspiel anhebt, fehlte die blutwarme innere Hingabe, die den Hörer auch den drückenden Alltag vergessen läßt. Ein Höhepunkt seiner gewissenhaften Deutung war dagegen die peinlich genaue Wiedergabe des Liebesduettes im zweiten Akt, das auch auf der Bühne zu wundersamem Glanz gedieh. Daß es unter der jungen Künstlerschaft noch Kräfte gibt, die den echten Wagnerstil erfühlen, zeigte die Isolde von Fine Reich-Dörich, die die Künstlerin zur überlebensgroßen Tragödin steigerte. Gestik und Gesang waren getragen von höchster Musikalität. Ihr volles, im Piano und der Höhe weich klingendes Organ folgte mit nie versagender Treue allen Vorschriften der Partitur. Frau Fine Reich-Dörich hat an unserm Theater unendlich viel gelernt. Wir schätzen uns glücklich, eine Wagnersängerin dieses Ausmaßes in unserm Ensemble zu besitzen. Den geheimnisvollen Grund, warum die Alt-Rolle der Brangäne mit Malie Fanz, der Vertreterin des jugendlich-dramatischen Faches, die Heldenrolle des Tristan mit dem lyrischen Tenor Graarud Wien, und der schwere Bariton des Kurwenal mit Carl Oerner besetzt wurde, warum für Regie und Bühnenbild niemand die Verantwortung übernehmen wollte, konnte man auch während der Aufführung nicht erfahren. Eine in Wagnerischem Sinne eindrucksstarke Markegestalt bot Adolf Schoepflin. Die bedauerliche Unausgeglichenheit der Tristanaufführung läßt sich auf diese Mängel zurückführen. Entschuldbar sind sie nicht, der Fehler liegt bei der Leitung. Warum der Heldentenor des Wiener Theaters herangezogen wurde, während wir hier einen weit besseren Vertreter dieser Rolle besitzen, ist am wenigsten ersichtlich. Graarud enttäuschte gesanglich wie darstellerisch. Namentlich der letzte Akt zog sich durch sein übertriebenes Spiel in unerträgliche Länge. Wenn sein Spiel Verkörperung des neuen Bayreuther Stils sein soll, sind wir in diesem Fall lieber konservativ! Das schwach besetzte Haus zeigte sich nach den beiden ersten Akten äußerst beifallsfreudig. Der dritte Akt brachte einer merkliche Ernüchterung.

Die Abenteuer eines Weltspions

27

Nachdruck verboten!

Aus den Papieren eines hohen Aristokraten ausgewählt von **Roggers Snowden**

Tagblattbibliothek, Steyrermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

„Ah, ich begreife . . . ist's Bolo, der Humbert finanziell unterstützt?"

„Ich kann nur sagen," erwiderte er, „daß Humbert mit Bolo einen Kontrakt geschlossen hat, der dem letzteren Aktien ausliefert. Dafür behält Humbert die politische und wirtschaftliche Oberleitung des Blattes"

Ich blieb stehen und fragte leise:

„Woher hat Bolo die sechs Millionen?"

„Vielleicht aus derselben Quelle wie das Kapital der Gruppe Lenoir," erwiderte er ebenso leise.

„Sie glauben also, daß die Familie Lenoir nicht ihr eigenes Geld beisteuerte?"

„Derlei ist in der französischen Bourgeoisie nicht üblich. Man verzettelt das Familienerbe nicht in unsicheren Spekulationen. Ich bin überzeugt, daß die Witwe Lenoirs das Erbe nach ihrem Mann nicht antasten ließ."

Er beugte sich zu meinem Ohr und flüsterte mir den Namen einer Pariser Privatbank zu, die einen ehr guten Ruf genoß und großen Einfluß hatte. „Mehr kann ich nicht sagen," schloß er. „Auch müßte ich lügen, wenn ich sagte, daß ich Bestimmtes weiß. Es ist nur eine Mutmaßung. Aber ich glaube, daß Sie an dieser Quelle erfahren könnten, woher das Geld der Gruppe Lenoir kommt."

Ich bedurfte einer Woche, um in der Bank Y. u. Cie. zum Ziel zu gelangen. Nachdem ich sozusagen das Terrain studiert und über die meisten Angestellten Erkundigungen eingezogen hatte, fiel meine Wahl auf eine bildhübsche Maschinenschreiberin, die zugleich die Geliebte eines der Kassiere war. Das Paar wollte heiraten und wartete nur noch, daß man dem Bräutigam eine Gehaltserhöhung zubilligen würde. Ich wartete auf die beiden eines Abends, lud sie zum Diner ein und machte dann in offenster Weise meinen Vorschlag, mich auf patriotische Gründe stützend. Ich versprach einen Betrag von zehntausend Franken, wenn der Kassier die Quelle ausfindig machen würde, die der Gruppe Lenoir und Desouches finanziell aushalf.

Drei Tage später hatte ich alles Gewünschte, die Nummer des Schecks, die Höhe der Beträge. Es war ein Züricher Bankier namens Sch., der sechs Millionen Mark unter Decknamen an Lenoir überwiesen hatte. Woher dieses Geld kam, blieb noch ungesagt. Aber jedenfalls kam es nicht aus der Schweiz.

Von anderer Seite erfuhr ich, daß Humbert mit Bolo einen anderen Vertrag geschlossen hatte, der den Posten des Administrators dem einstigen ersten Präsidenten des Tribunals von Paris, Monsier Monier, zugesagt hatte. Monier war eine sehr angesehene Persönlichkeit von tadellosem Rufe, und dies kam später Humbert sehr zustatten, weil er ihm in seinem Prozeß mildernde Umstände eintrug.

Als ich im Palais Bolo-Pascha eine Dankvisite machen wollte, erfuhr ich, daß der Hausherr abewesend sei. Es war nicht schwer, herauszubringen, daß sich Bolo-Pascha nach Amerika begeben hatte. Er wollte dort angeblich jene ihm gehörenden Kapitalien flüssig machen, die er bei Kriegsausbruch nach Holland geschafft hatte und die den Weg nach Amerika genommen hatten.

Zu diesen Erfolgen meiner Nachforschungen gesellten sich andere, die sich auf die Tätigkeit Humberts in Amerika bezogen. Er hatte dort zu Anfang des Krieges riesige Einkäufe für die französische Armee besorgt, Hunderttausende von Pferdesätteln, Wolldecken, Kanonen, Munition usw. Sehr interessant ist, daß er bei der Bethlehem Steel Co., die dem Stahlkönig Schwab gehörte, vierzehn Kanonen von 240 Millimeter auffand mit einer Tragweite von 15 Kilometer, samt allem Zubehör, die für die österreichische Regierung bestimmt waren! Humbert schickte am 9. September 1914 eine Depesche an das französische Kriegsministerium, wonach er sich erbot, diese für Oesterreich bestimmten Kanonen aufzukaufen.

Das Aktenbündel, das ich dergestalt innerhalb drei Wochen gesammelt hatte, war sehr umfangreich, und Lord Northcliffe war entzückt, als ich ihm die Resultate meiner Mission überbrachte.

Von jetzt an war die englische Regierung über alles auf dem laufenden, was sich auf publizistischem Gebiet in Paris ereignete, und sie wartete in Ruhe die Ereignisse ab, sich damit begnügend, die feindliche Propaganda im vorhinein unschädlich zu machen.

Es dauerte beinahe noch ein Jahr, ehe sich Lord Northcliffe entschloß, den Kampf gegen die Bande Lenoir-Desouches-Bolo aufzunehmen. Im Jahre 1917 wurden die meisten dieser Spekulanten verhaftet, Bolo und Lenoir wurden füsiliert, und Humbert bleib beinahe anderthalb Jahre im Gefängnis, ehe er vor die Geschworenen kam. Er wurde zwar von der Anklage wegen Landesverrates freigesprochen, aber der Prozeß hatte ein solches Aufsehen gemacht, daß Humbert nicht nur sein Mandat als Senator niederlegen mußte, sondern für jede öffentliche Tätigkeit fortan nicht mehr in Betracht kommen konnte. Sein Freispruch bedeutete für ihn trotzdem den bürgerlichen Tod! . . .

Ich muß hinzufügen, daß ich mich diesmal nicht gescheut hatte, meine Mission voll und ganz im Sinne der Entente durchzuführen. Denn ich war überzeugt — und heute ist es jedem Einsichtigen klar —, daß Deutschlands Berater den schwersten und verhängnisvollsten Fehler taten, als sie den Entschluß faßten, sich des Journal zu versichern, eines Blattes, das von seinem mächtigen und grausamen Konkurrenten Matin auf das schärfste überwacht wurde. Dieser Versuch erwies sich als verhängnisvoll, er steigerte die Erbitterung in Paris maßlos, er trug ebenso wie die völlig nutzlose Beschießung von Paris durch die „Dicke Berta" und durch die Fliegerbomben dazu bei, den Widerstand der Franzosen zu einer Siedehitze zu entflammen und dadurch Clemenceau zu ermöglichen, den Krieg fortzuführen. Die deutsche Diplomatie hat im Kriege starke Proben ihrer Ungeschicklichkeit, ihrer Verständnislosigkeit für Völkerpsychologie gegeben. Das deutsche Heer hielt sich heldenhaft, die deutsche Diplomatie dagegen erlitt eine Niederlage nach der andern.

Die Geheimsitzung in Cannes

Im Herbst 1917 sollte ich die erste Genugtuung meiner Laufbahn als Geheimagent des „Intelligence Service" erleben. Man wird sagen, daß ich bisher alle Missionen durchgeführt hatte und daß es mir an Lobsprüchen meiner Vorgesetzten nicht fehlte. Aber dies machte mich im Gegenteil sehr unglücklich. Ich konnte nicht vergessen, daß meine Sympathien bei Deutschland waren, daß ich lange Jahre für den deutschen Geheimdienst gearbeitet hatte. Es war nicht meine Schuld, wenn ich eines Morgens als Geheimagent des „Intelligence Service" aufwachte. Und obzwar ich mir alle Mühe gab, meine Aufgaben so zu lösen, daß Deutschland dadurch keinen Schaden erlitt, weil ich es verstanden hatte, fast immer an den deutschen Geheimdienst Winke und Nachrichten zu übermitteln, so mußte ich mir trotzdem sagen, daß ich eine sehr gefährliche Doppelrolle spielte, die mich das Leben kosten könnte, ohne daß ich von Deutschland dafür eine Anerkennung eingeheimst hätte.

Aber eines Morgens im September, da ich mich in das brüsische Generalkonsulat begab und einen Umweg durch die Champs-Elysées machte, sollte mir eine Begegnung bevorstehen, die mir völlige Beruhigung brachte. Ich fand mich plötzlich Cora Thumleß gegenüber, meiner schönen Bekannten von der Ueberfahrt nach Europa.

Ich war erst aufmerksam geworden, als ein prächtiges Auto knapp am Fahrdamm anhielt, von einem livrierten Chauffeur gelenkt, neben dem eine Zofe saß, ein langzottiges Hündchen auf dem Schoß. Cora war aus dem Wagen gesprungen und kam lächelnd auf mich zu. Sie war mit auffallender Eleganz gekleidet, wie es einer exzentrischen Amerikanerin zukommt.

„Wirklich sehr erfreut, Sir!" sagte sie in englischer Sprache. Aber ihre zärtlich blickenden Augen straften diese herkömmliche Phrase Lügen. „Wollen Sie ein Stück Weges mit mir machen?" Als wir uns außer Hörweite befanden, fuhr sie fort:

„Es ist ein glücklicher Zufall! Ich suche Sie schon seit einigen Tagen; ich habe Ihnen manches zu sagen."

„Ich bin sehr gespannt."

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg